

Oszillieren zwischen Gegensätzen

Über die Aktualität des Ambivalenten

Auch Begriffe können Geburtstag haben. Vor hundert Jahren prägte der Schweizer Psychiater Eugen Bleuler den Terminus «Ambivalenz». Der Ausdruck ist unterdessen in andere Disziplinen sowie in die Alltagssprache eingewandert – und selbst ein mehrdeutiger Begriff geworden.

Kurt Lüscher

Vor ziemlich genau hundert Jahren, am 27. November 1910, schlug der Psychiater Eugen Bleuler seinen Fachkollegen – während der Ordentlichen Winterversammlung des Vereins schweizerischer Irrenärzte in Bern – den Begriff der Ambivalenz zur Diagnose des «schizophrenen Negativismus» vor. Damit waren jene psychischen Störungen gemeint, die sich in der Gleichzeitigkeit von Liebe und Hass oder in sich widersprechenden Gedanken äussern – oder aber dann, wenn der Wunsch, etwas zu tun, mit dem Unvermögen, es auch tatsächlich zu tun, einhergeht. Mittlerweile wird der Begriff der Ambivalenz in vielen Disziplinen verwendet – und er gehört zur Alltagssprache. Die zunehmende Akzeptanz des Begriffes zeigt, dass er eine Erfahrung zum Ausdruck bringt, deren sich die Menschen im Zuge der Modernisierung und ihrer Paradoxien zusehends bewusst werden.

Bereits Bleuler selbst ahnte die Weite des Bedeutungshorizonts des Ambivalenzbegriffes. Das beweist ein thematisch einschlägiger Aufsatz, der auch wegen des Orts seines Erscheinens Aufmerksamkeit verdient. Er ist nämlich in einer aus Anlass der Einweihung der Neubauten der Universität Zürich im April 1914 publizierten Festgabe gedruckt worden, die «dem Zürcher Volk [...] von der Dozentschaft der Universität Zürich» gewidmet wurde. Adressat war also eine breitere Öffentlichkeit. Das regte Bleuler offenbar dazu an, darzulegen, dass die «ambivalenten» Erfahrungen auch im alltäglichen Leben zu beobachten sind. Sie seien für das Verständnis der Sexualität und des Verhältnisses von Mann und Frau von Belang. Überdies ist die Ambivalenz nach Bleulers Ansicht «eine der wichtigsten Triebfedern» der Dichtkunst, und auch im Verhältnis zu Gott drücke sie sich aus.

Psychoanalyse, Psychologie, Soziologie

Doch zunächst stand die psychoanalytische Tragweite des Begriffes im Vordergrund. Freud nahm den Begriff bereits zwei Jahre nach Bleulers erster Abhandlung in einem Text über die «Dynamik der Übertragung» auf, um die zwiespältigen Erfahrungen des Therapeuten angesichts der auf ihn gerichteten Projektionen des Patienten zu beschreiben. In einer Fussnote spricht er von einem «glücklichen, von Bleuler eingeführten Namen». Freuds anhaltendes Fasziniertsein zeigt sich darin, dass er den Begriff unter anderem in der Neurosenlehre, der Triebtheorie sowie den Abhandlungen zu Religion und Kultur nutzte – und weiterentwickelte. Gleiches taten in der Folge zahlreiche Autorinnen und Autoren im Feld der Psychotherapie. Dabei



Ambivalenz ängstigt: Pan wendet sich von einem Hermaphroditen ab (pompejanische Wandmalerei). AKG

zeichnete sich ein wichtiger Wandel ab. Nicht das Erleben von Ambivalenz galt als krankmachend, sondern die Unfähigkeit, sie sich einzugestehen, sie auszuhalten und damit umzugehen.

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts setzte eine sich zusehends verbreitende Rezeption in anderen Diskursen und Disziplinen ein. In der Psychologie wird der Begriff in der Analyse des Umgangs mit einander widersprechenden Einstellungen genutzt – eine Fragestellung, die in politikwissenschaftlichen Untersuchungen zum Wählerverhalten übernommen wurde. In der Soziologie dient er dazu, auf die Spezifik von Rollenkonflikten in professionellen Tätigkeiten aufmerksam zu machen, beispielsweise im Arztberuf, in dem gleichzeitig Empathie und Distanz gefordert sind. Später ist von Ambivalenzen in der Analyse von Generationenbeziehungen die Rede, für die in vielen Fällen das Hin und Her zwischen Abhängigkeit und Eigenständigkeit, zwischen Nähe und Distanz und unter Umständen sogar zwischen Liebe und Hass kennzeichnend ist. Damit unvor-eingenommen umzugehen, kann sozial kreativ sein. Hier zeichnet sich ein Wandel der Bewertung ähnlich wie in der Psychotherapie ab: Ambivalenz-Erfahrungen werden als Herausforderungen der Persönlichkeitsentwicklung und der Beziehungsgestaltung verstanden.

Nochmals andere Akzente werden in der Literatur- und der Kunstwissenschaft gesetzt. Hier steht «Ambivalenz» für die Offenheit eines Werkes, wobei die Abgrenzung zu «Ambiguität» im Sinne von Mehrdeutigkeit fließend ist. Vor allem

aber wird in diesem Strang der Rezeption deutlich, dass Ambivalenzen «geschaffen» werden können, ja dass möglicherweise wenn nicht jedes, so doch viele Kunstwerke sich durch Ambivalenzen auszeichnen – und dass dies ein Kriterium ihrer Qualität ist. Dementsprechend können sich bei der Lektüre eines Texts oder bei der Betrachtung eines Kunstwerks Ambivalenz-Erfahrungen einstellen, die zu einer aktiven und offenen Suche nach Deutungen und Sinngebungen anregen – bekanntlich ein Moment der Faszination des «guten» Buchs, Films, Bilds und Musikstücks sowie ein Kriterium der Abgrenzung zum Kitsch.

Sogar die Theologie

Theologen arbeiten heraus, dass biblische Geschichten und Gestalten – man denke an David – «ambivalenzträchtig» und eben gerade nicht eindeutig sind. Insofern dient das Konzept dazu, die Anmutungen fundamentalistischer Auslegungen zurückzuweisen. Ein bewusster Umgang mit Ambivalenzen kann dazu beitragen, Rituale wie die Trauung, die Taufe oder die Bestattung durch den Einbezug des – oft zwiespältigen – Erlebens der Beteiligten authentischer zu gestalten. Noch eine weitere Facette des Ambivalenzbegriffes ist wichtig: die zeitdiagnostische. Häufig, und oft pauschal, wird das Erleben von Ambivalenz als prägende Erfahrung des Einzelnen unter den Bedingungen der «Postmoderne» bezeichnet. Dabei ergibt sich auch ein Brückenschlag zur ursprünglichen Bedeutung, nämlich zu der Tragweite von Ambivalenzen für

die Konstitution persönlicher Identität. In verdeckter Weise gilt dies auch für das Verständnis in der Umgangssprache. Es trägt zur Plausibilität des Begriffes bei und ist zugleich Anlass zur Abwehr. Im Alltag gilt es als unerwünscht, «ambivalent» zu sein, doch zugleich ist ebendies – es zu sein – nicht selten. Häufig wird mit der entsprechenden Behauptung einem eher diffusen Gefühl Ausdruck verliehen. Ambivalenz ist im persönlichen Umgang ebenso wie in der Politik und der «harten» Wissenschaft verpönt, sie wird in diesen Sphären eher mit Unklarheit als mit Offenheit assoziiert.

Eine Bedingung menschlicher Freiheit

Man könnte durchaus argumentieren, dass jetzt, da der Begriff in der Alltagssprache angekommen ist, sich sein analytisches Potenzial erschöpfe. Eine andere Perspektive zeichnet sich ab, wenn stattdessen gefragt wird, worin möglicherweise die Gemeinsamkeit der Phänomene und der Erfahrungen liegt, die mit dem Begriff der Ambivalenz in den Blick genommen werden, welche systematischen, disziplinenübergreifenden Zusammenhänge sich dabei erkennen lassen und welche Möglichkeiten des Anschlusses an andere Begrifflichkeiten sich ergeben. Da ist zunächst die empirische Tatsache, dass wir im Alltag ebenso wie in der Wissenschaft die Welt häufig – wenngleich selbstverständlich nicht immer – in Gegensätzen beschreiben. Das ergibt sich aus der Allgegenwart von Differenzen. Das Gegensätzliche findet sich indessen auch darin, dass wir Alternativen erwägen können. Und es zeigt sich schliesslich darin, dass wir den Mitmenschen als «den Anderen» wahrnehmen.

Diese Erfahrungen sind in vielen Fällen für das Bild von Belang, das wir uns von uns selbst immer wieder aufs Neue machen, und dementsprechend für die Art, wie wir zu handeln vermögen. Dabei verdienen die Prozesse des gedanklichen und emotionalen Oszillierens zwischen Alternativen besondere Aufmerksamkeit; und es kann nützlich sein, sich dieses Hin und Hers, dieses – zeitweiligen Schwebens und Abwägens bewusst zu werden, ihm Zeit zu gewähren, denn daraus können sich neue Möglichkeiten des Handelns und neue Beziehungsformen ergeben.

Allgemeiner liesse sich sagen: Gemeint sind mit «Ambivalenz-Erfahrungen» jene zwischen Gegensätzen oszillierenden Prozesse der Suche nach dem Sinn der Dinge und sozialer Beziehungen, die ihrerseits wiederum für das Verständnis der persönlichen Identität im Umgang mit den anderen konstitutiv sind. Diese Prozesse sind sowohl im Alltag von Belang als auch in dessen wissenschaftlicher Reflexion. In der lebensweltlichen Praxis durchdringen das Rationale und das Ambivalente einander – und befähigen so zum selbstbewussten, verantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Handeln. Das Ambivalente zeichnet sich somit auch als eine Bedingung menschlicher Freiheit ab.

Kurt Lüscher ist emeritierter Professor für Soziologie der Universität Konstanz. Informationen zu seinen einschlägigen Forschungen und Publikationen finden sich unter: www.kurtluescher.de.

Zu schön, um wahr zu sein

In seiner «Psychotheologie des Alltagslebens» will Eric Santner uns vom Trauma der Begegnung mit dem Anderen erlösen

Andrea Roedig · Es beginnt damit, dass man sich den Titel so schlecht merken kann, denn das Wort «Psychotheologie» klingt eher nach einem Druckfehler als nach einem sinnvollen Terminus. Genau das aber, eine Engführung von Psychoanalyse und Theologie, präziser: eine Verknüpfung von Freuds Triebtheorie mit Franz Rosenzweigs Erlösungsmetaphysik, hat sich Eric Santner vorgenommen. Der Autor ist Professor für German Studies an der Universität Chicago, und sein ambitioniertes Unternehmen zielt in letzter Konsequenz auf Politik und das, was gerade wieder brennend in Frage steht: der Umgang mit dem Anderen – dem Nächsten, der ein Fremder ist.

Die Unheimlichkeit in einem selbst

Wie soll nun Freud, der Religion bekanntlich für eine Verwandte der Zwangsneurose hielt, mit dem zutiefst jüdisch-christlich inspirierten «neuen Denken» Franz Rosenzweigs zusammenkommen? Eric Santner geht davon aus, dass die Analyse in ihrem Interesse am «Zuviel» der menschlichen Psyche im Grunde nicht so untheologisch ist, wie sie sich gibt, und dass umgekehrt Franz Rosenzweig mit seinem Konzept von Erlösung im Kern auf das zielt, was bei Freud die Kur wäre: Durcharbeiten des Symptoms, Befreiung vom neurotischen Zwang und Gewinn von wahrer Vitalität – ein «Richtungswechsel» also. Santners Argumentation führt

durch viele Geschichten und Theorien: von der «mosaischen Unterscheidung» zwischen wahr und falsch, die neu gedacht werden solle, über den «dunklen Trieb» Rosenzweigs und des Philosophen Hinwendung zum Judentum, über Jean Laplanche Theorie der traumatisierend «rätselhaften Botschaften» des Anderen, Paul Schrebers «chronisches Ludertum» bis hin zum «meta-ethischen Selbst» und zur Offenbarung Gottes in der Nächstenliebe. Beständig grenzt Santner das «Untote» vom Lebendigen ab, er setzt Gesetz gegen Gebot, Abwehr gegen Öffnung, Identität gegen Singularität, Teleologie gegen Ereignis. Und alles dreht sich immer um die Frage der Erlösung. Wie ist ein «Segen von mehr Leben» möglich, und wie hängt das mit dem Anderen – oder sagen wir besser: mit der Liebe – zusammen?

Die Antwort ist, grob gesprochen, dass jedes Selbst sich in seinem tiefsten Inneren unheimlich bleiben müsse. Es berge einen traumatischen Kern, eine unaufhebbare «Andersheit», die bedingt sei durch die notwendig fehlgehende Identifizierung mit der symbolisch-gesellschaftlichen Ordnung und auch durch die als traumatisch erfahrene Begegnung mit dem «Anspruch» des Anderen. Der «Segen von mehr Leben» liege aber genau dort, im Symptom, so dass nur die Öffnung auf es hin, eine «Durchquerung der Abwehrphantasien», die Lösung bringe. Liebe rufe genau diesen «Rest» an, das, was nicht im Ganzen aufgehe. Daher bedeute

Erlösung, den Anderen in seinem Wahnsinn zu lieben, das heisse: in dem, was für ihn selbst und für mich traumatisierend sei.

Der Text balanciert auf der fast ununterscheidbaren Grenze von wahrer und falscher Lebendigkeit, gutem und schlechtem Symptom; und man müsste ihn für einen grossen Nebelzauber halten, wenn er sich nicht passagenweise so faszinierend, erhellend und berührend «richtig» läse. Die Deutung Rosenzweigs ist beeindruckend, ebenso die Perspektive auf einen «Exodus» aus dem verhärteten Dasein. Wer fühlte sich nicht erhoben, wenn er als «todgeweihte Singularität» endlich «inmitten des Lebens» stünde und offen für den «liebenden Anruf» des Anderen wäre? Und doch verstärkt sich im Lauf der Lektüre das sehr unguete Gefühl, hier ins zu schnelle Fahrwasser einer Romantik der Dissidenz zu gelangen. Santners Beschreibungen kippen bisweilen vom Tiefsinn in den Kitsch, vor allem wenn das Judentum als Therapie oder das schöne und doch fragwürdige Prinzip «Wo Gefahr ist, wächst das Rettende auch» als Joker im Spiel um Erlösung herhalten muss.

Dass man in der Bewertung eines Buches, das die «Überschneidung des Kleinlichen und des Erhabenen» zu seiner Sache macht, ambivalent bleiben muss, liegt wohl in der Natur ebendieser Sache. Eine Ambivalenz bleibt auch hinsichtlich der politischen Implikationen, denn die «Psychotheologie des Alltagslebens», deren englisches Original be-

reits 2001 erschienen ist, beansprucht ja, eine Gesellschaftstheorie zu sein, die den rechten Umgang mit Fremden lehrt. Da gilt kein weiches Multikulti, kein lockerer Pluralismus: Die «wirkliche» Begegnung mit dem Anderen ist traumatisch, aber nur in der Öffnung für die Zumutung des Anderen kann es gelingen, «mitten im Leben» zu sein. – Das ist irgendwie richtig, und doch schwingt der drohende Ton von Legenden aufopferungseifriger Heiliger mit.

Erlösung statt Revolution?

Politisch linke Theorien greifen nach 1989 vermehrt wieder auf religiöse Denkmuster zurück, um den Begriff der Revolution durch den der messianischen Erlösung zu ersetzen und vielleicht zu retten. Das ist verständlich. Dennoch bleibt zu befürchten, dass die Mischung von Politik, Psychoanalyse und Theologie zu einer – in Santners Worten – «libidinösen Aufladung» führt, die nicht recht zu kontrollieren ist. Eine Politik, eine Migrationspolitik gar, die auf so verstandener Nächstenliebe gründet, könnte der reine Horror werden. Es ist eben der Fluch aller Rede von Erlösung, dass sie zu schön ist, um wahr zu sein, aber auch zu schrecklich, um wahr sein zu dürfen.

Eric L. Santner: Zur Psychotheologie des Alltagslebens. Betrachtungen zu Freud und Rosenzweig. Aus dem Englischen von Luisa Banki. Diaphanes, Zürich 2010. 170 S., Fr. 34.90.